Abonnement für Stettin monatlich 50 Pfennige, mit Trägerlohn 70 Pfennige, auf der Post vierteljährlich 2 Mark, mit Landbriefträgergeld 2 Mark 50 Pfennige

Inserate: Die 4gespaltene Petitzeile 15 Pfennige.
Redaktion, Druck u. Verlag von R. Graßmann. Sprechstunden nur von 12—1 Uhr
Stettin, Kirchplatz Nr. 3.

Stettiner  Zeitung.

Morgen-Ausgabe. Mittwoch, den 14. Dezember 1881. Nr. 582.

Berlin, 13. Dezember. Bei der heute angefangenen Ziehung der 3. Klasse 165. kgl. preuß. Klassenlotterie fielen:

1 Gewinn zu 45 000 Mk. auf Nr. 67657.
3 Gewinne zu 6000 Mk. auf Nr. 58123 75164 78940.
1 Gewinn zu 3000 Mk. auf Nr. 92568.
4 Gewinne zu 900 Mk. auf Nr. 14017 29535 66607 91910.
13 Gewinne zu 300 Mk. auf Nr. 7738 9063 9348 32019 34329 41286 63113 67953 68081 68191 72340 83517 90526.

Deutschland.

Berlin, 13. Dezember. Herr v. Forckenbeck, der bekanntlich u. A. im Wahlkreise Oels-Wartenberg zum Reichstags-Abgeordneten gewählt war, das Mandat dort aber abgelehnt hat, sprach am 11. d. M. in Oels in einer Wähler-Versammlung zur Empfehlung des von der liberalen Vereinigung für die Nachwahl aufgestellten Kandidaten. Er äußerte sich dabei über die Frage des kirchenpolitischen Ausgleichs nach dem Berichte der „Bresl. Z." wie folgt:

Daß in kirchlichen und religiösen Angelegenheiten, ich will das Wort aussprechen, im sogenannten Kulturkampfe, es nicht so bleiben kann, wie es jetzt ist, auch nach der Gesetzgebung von 1880, das erkennen eigentlich mit der Regierung alle Parteien, bald in höherem, bald in geringerem Grade an. Wie sollte das auch anders sein! Wenn Jahre lang 100 Deputirte zum Reichstage, vielleicht eben so viele zum Abgeordnetenhause lediglich nach dem einen Gesichtspunkte gewählt werden, um Beschwerden über die bestehende kirchliche Gesetzgebung zur Sprache zu bringen, so muß sich jeder politische Mann schon aus formellen konstitutionellen Rücksichten dazu veranlaßt finden, zu erklären, gegenüber diesen so lange und so beständig vorgebrachten Beschwerden müsse eine Prüfung der Gesetzgebung der Verhältnisse, mit einem Worte also, eine Revision der Maigesetzgebung eintreten. Keine Partei, auch nicht die Regierung, lehnt das im gegenwärtigen Augenblicke ab.

Meine Herren! Dieses Werk der Revision ist aber ein außerordentlich schweres. Nachdem ich konstatirt habe, daß alle Parteien und auch die Regierung die Revisionsbedürftigkeit der Maigesetzgebung anerkennen, so handelt es sich nicht so sehr um die Frage, ob eine Revision stattfinden soll, als um die Methode, nach welcher sie stattfinden soll. In dieser Frage kreuzen sich ja unentbehrliche Rechte des Staates, Rechte, die namentlich dann unentbehrlich sind, wenn in dem Staate, wie in Preußen resp. dem deutschen Reiche, verschiedene Konfessionen zusammenleben mit dem Bedürfniß, welches dem Menschen am allerheiligsten ist, seine innere religiöse Ueberzeugung auch äußerlich bethätigen zu können. Zwischen diesen beiden Fragen muß, wenn eine Revision stattfinden soll, gegenüber den Beschwerden, eine Abgrenzung, ein Mittelweg, in ernster Arbeit, Punkt für Punkt, in den realen Fällen, welche die Maigesetzgebung berührt, in scharfer Abwägung jedes einzelnen Falles, gefunden werden. M. H.! Versprechen für diese einzelnen Fälle kann meiner Ueberzeugung nach mit gutem Gewissen kein einzelner Abgeordneter etwas. Die Prüfung muß er sich für jeden einzelnen Fall vorbehalten, er kann nur sagen, daß er die Prüfung ernst vornehmen will, einerseits in Achtung der unentbehrlichen Rechte des Staates, andererseits in Achtung des Bedürfnisses, seine religiöse Ueberzeugung auch äußerlich frei bethätigen zu können, ausgehend von dem Gesichtspunkte einer wahrhaft edlen Toleranz, die durch die Gesetzgebung anerkannt werden muß.

M. H.! Wenn das erreicht werden soll, so tritt nicht so sehr der Zweck hervor, den proklamiren ja alle Parteien, sondern es handelt sich hauptsächlich um die Methode. Vor $1\frac{1}{2}$ Jahren haben meine Freunde und ich gesagt, diese hohe und wichtige Aufgabe der Gegenwart muß gelöst werden durch eine selbstständige Staatsgesetzgebung, also nicht durch Verwaltungsmaximen, nicht, wie man das gewöhnlich ausdrückt, durch diskretionäre Vollmachten. M. H.! Die religiöse Ueberzeugung und das Recht, sie zu bethätigen, ist allerdings das Höchste und Heiligste, was einen guten Menschen interessirt, und Abhängigkeit von den jeweiligen Ansichten eines Ministers verträgt diese Frage meiner Ueberzeugung nach in keiner Art.

Die Gesetzgebung des Staates muß durchgreifen. Wie sie ausfallen wird, wissen wir jetzt nicht, aber, meine Herren! die Frage muß gelöst werden, ohne alle politischen Nebenrücksichten und das möchte ich angesichts der Vorgänge in den letzten Tagen noch besonders betonen. Mir, und ich glaube auch meinen Freunden ist es bei der Lösung dieser Frage gleichgültig, wie das Zentrum sich in anderen politischen Dingen verhält. Mag das Zentrum sich für oder gegen das Tabaksmonopol, für oder gegen Zölle aussprechen, das wird unsere Entscheidung in diesem wichtigen Punkte nicht im Mindesten berühren, wir werden immer ohne Rücksicht auf diese politischen Fragen das thun, was unser Gewissen und unsere Ueberzeugung zu thun uns befiehlt. Fassen wir die Frage, wie sie liegt, richtig und mit ernstem Willen und in gegenseitiger Achtung und Duldung an, so können wir hoffen, daß das deutsche Volk, welches unter der Führung unseres glorreichen Kaisers so Hohes errungen, es verstehen wird, durch ernste Gesetzgebung nach eingehendster Prüfung auch den kirchlichen Frieden wieder herzustellen.

Die „Nat.-Ztg." bemerkt dazu: Wenn Herr v. Forckenbeck aus der Thatsache der immer wiederholten Wahl von 100 Zentrums-Abgeordneten die Nothwendigkeit einer Revision der Maigesetze folgert, so hat er dabei ohne Zweifel auch die durch die kirchenpolitische Schwenkung der Regierung herbeigeführte Sachlage mit in Betracht gezogen. Ohne den Verzicht der Regierung auf die früher festgehaltene Forderung, daß jedem Zugeständniß die thatsächliche Anerkennung der staatlichen Gesetzgebung seitens der Hierarchie vorhergehen müsse, läge auch in der wiederholten Wiederwahl des Zentrums keine Nöthigung für die Liberalen, diese Forderung der Falk'schen Kirchenpolitik aufzugeben; die verzweifelte Situation, in welcher der Klerikalismus sich um 1878 befand, hat dies bewiesen; er ist daraus nur durch die Vermischung der kirchenpolitischen mit anderen Fragen seitens des Kanzlers befreit worden. Mit dieser Thatsache aber müssen nun freilich alle Parteien rechnen; einen Standpunkt, welcher wirksam nur in Gemeinschaft mit der Regierung zu behaupten war, kann, nachdem diese ihn verlassen hat, eine einzelne Partei nicht weiter festhalten. Wir haben deshalb, so entschieden wir die jetzt inaugurirte Anwendung des do ut des auf die Kirchenpolitik bekämpfen, doch wiederholt betont, daß die Liberalen bereit sein müssen, aus der veränderten Lage die nothwendige Konsequenz zu ziehen durch die Bereitwilligkeit, jede bei nochmaliger Prüfung sich herausstellende Härte aus den kirchenpolitischen Gesetzen auszumerzen — und zwar endgiltig, nicht in der Form der diskretionären Vollmacht. Demgemäß begrüßen wir die Erklärung des Herrn v. Forckenbeck mit großer Genugthuung: sie beseitigt den falschen Eindruck, der leicht entstehen könnte, als ob man liberalerseits die Wiederherstellung des kirchlichen Friedens nicht fördern wollte — während man doch nur eine Methode bekämpft, welche Kirchenpolitik, Tabaksmonopol und konstitutionelle Einrichtungen als Kompensations-Objekte behandelt. Wir möchten glauben, daß im Zentrum, noch mehr aber in der katholischen Bevölkerung vielfach die von Herrn v. Forckenbeck angedeutete Methode der Friedensstiftung größerem Vertrauen begegnen würde, als die andere, auf welche einzugehen Herr Windthorst, trotz der in der vorigen Woche gemachten Erfahrungen, eine Partei veranlassen will.

— Die klerikale Partei hat bekanntlich vor einiger Zeit den Versuch begonnen, nach dem Muster der von ihr beherrschten Bauernvereine Baierns und Westphalens einen solchen auch für Schlesien zu begründen, un dadurch auch dort dem politischen Einfluß des Zentrums eine dauernde soziale Grundlage zu schaffen. Wie ein Privattelegramm der „Germania" aus Neustadt in Oberschlesien berichtet, konstituirten dort gestern 300 Delegirte aus 17 Kreisen Schlesiens, welche angeblich 3700 Grundbesitzer vertreten, den Bauernverein und wählten den Baron Huene zum Vorsitzenden. Der Verein sandte darauf an den Kaiser „den Ausdruck tiefster Ergebenheit und unwandelbarer Treue".

— In einem Schreiben an die „Deutsche Revue", d. d. 5. Dezember, worin sich der französische Botschafter Graf St. Vallier für die Theilnahme bedankt, die ihm bei seinem Rücktritt kundgegeben wird, heißt es wörtlich: „Ich erhalte gegenwärtig seitens des Hofes, der Regierung, der Presse und des Publikums in Deutschland so viel Beweise eines aufrichtigen Bedauerns, daß ich eine tief dankbare Erinnerung daran mit mir nehmen werde. Nicht ohne Traurigkeit scheide ich aus

---

Der Brand des Ringtheaters in Wien.

Vom furchtbaren Versäumniß

Das „Neue Wiener Tagblatt" veröffentlicht folgende Zuschrift eines Augen- und Ohrenzeugen:

„Ich stand ungefähr eine halbe Stunde nach dem Ausbruche des Brandes genau an derselben Stelle, wo von dem amtirenden Polizeirath Herrn Landsteiner die hohen Persönlichkeiten postirt worden waren, und wo die amtlichen Rapporte zusammenliefen, wie mitten in einer Schlacht die Berichte der Generalstäbler und Korpskommandanten an den Oberkommandanten. Als die Herren Erzherzoge Albrecht und Wilhelm anlangten, meldete ihnen der Herr Polizeirath Landsteiner, daß der Brand ungefähr fünf Minuten vor 7 Uhr auf der Bühne durch Entzündung der dritten Soffitte ausgebrochen sei, daß das Haus sich entleert habe, ehe der Brand den Zuschauerraum erfassen konnte, und daß kein Menschenleben zu beklagen sei. Derselbe Herr Polizeirath begleitete sodann die beiden Herren Erzherzoge bis zur Stelle hinter dem Theatergebäude, wo etwa fünf Minuten früher der Herr Polizeipräsident, Hofrath von Marx und der Herr Vizepräsident Hofrath von Weiß Aufstellung genommen hatten. Bald darauf fanden sich dort noch viele andere Persönlichkeiten ein. Der Kriegsminister Graf Bylandt, der Statthalter Baron Possinger und auch Graf Taaffe, Letzterer in voller Uniform.

Ebenso wie den Herren Erzherzogen, wurde auch dem Ministerpräsidenten die amtliche Meldung gemacht, daß es den meisten Theaterbesuchern gelungen sei, das Haus zu verlassen und daß der Rest jener Besucher durch das Springtuch gerettet worden sei. „Das Haus hat sich ganz geleert, es ist kein Menschenleben zu beklagen" — so lautete wieder der Rapport. Die Bestimmtheit, mit der diese Meldung gemacht worden, konnte absolut Niemanden mehr veranlassen, zu fragen, ob man denn in den Zuschauerraum eingedrungen, in welcher Weise man eingedrungen, wodurch man eben die Ueberzeugung gewonnen hatte, daß „das Haus leer und kein Menschenleben zu beklagen sei". Im Gegentheil, alle die hohen Herren und offiziellen Persönlichkeiten, die da beisammen standen, mußten nach den ihnen gewordenen Meldungen annehmen, daß alle nur erdenklichen Vorsichtsmaßregeln getroffen worden seien, um die Zuschauer zu retten, und sie konnten sich ungetrübt der freudigen Stimmung hingeben, daß von dem Unglück bloß das Haus, nicht die Menschen betroffen worden seien.

Nach einer Viertelstunde erst erschien Herr Polizeirath Landsteiner mit der Meldung, es sei ihm soeben von einem Wachmanne rapportirt worden, daß er auf der Hauptstiege zwei Todte gefunden, die offenbar erdrückt worden seien. Ich werde aber gleich selbst nachsehen, was Wahres daran ist, fügte der Herr Polizeirath hinzu und eilte fort — ich weiß es bestimmt, daß er ins Foyer nicht eingetreten. Auf dem Wege dahin wurde ihm bereits gemeldet, daß nicht zwei Todte, sondern ganze Haufen von Todten auf der Stiege herumliegen.

Mit der gleichen Meldung kam ein Polizei-Inspektor, Herr Neswadba, herangestürmt und da hörte ich deutlich die Worte, die ein hoher Polizeibeamter sprach: „Sagen Sie das nicht so laut, wir dürfen nicht beunruhigen." Diese Worte wurden in der unmittelbarsten Nähe der hohen Herrschaften gesprochen und offenbar befürchtete man, diese Herren zu beunruhigen; es sollte also momentan das Auffinden der Todten verschwiegen werden. Es ließ sich aber nichts mehr verschweigen; wenige Sekunden darauf kamen Leute mit der Meldung heran, daß zwanzig, dreißig Todte ins Polizeihaus gebracht worden seien, man habe sie auf der Hauptstiege zwischen der ersten und zweiten Galerie liegend gefunden . . . .

Große allgemeine Bestürzung; auf Aller Lippen ruhte die Frage: „wie konnte man nur sagen, daß das Haus sich entleert hätte; wer hat sich davon überzeugt; was ist geschehen, was unterlassen worden und wer hat die Todten gefunden?" Nun, wer sie gefunden, das weiß man bereits, es war ein Zivilwachmann, der auf den „Einfall" kam, durch das finstere Foyer über die rechtsliegende Treppe zu gehen, und der seine Wahrnehmungen dem Grafen Lamezan bekannt gab. Ebenso bekannt ist es, was weiter geschah. Unaufgeklärt aber bis zur Stunde ist es, wieso der Polizeirath dazu kam, mit aller Bestimmtheit amtlich zu berichten: „das Haus sei leer, kein Menschenleben zu beklagen." Hat er sich selber die Ueberzeugung davon verschafft? Nein, das gewiß nicht. Wer hat ihm rapportirt? Wie konnte er auf Treu und Glauben annehmen, daß die ihm gewordenen Rapporte auch richtig seien, ohne den leisesten Versuch zu machen, seine Leute zu beordern, mit Fackeln ins Treppenhaus sich zu begeben, um nachzusehen, ob sich daselbst wirklich kein Mensch mehr befinde?

Einzelne Vorfälle.

Der nachfolgende Fall, wie Jemand in die Liste der Vermißten gelangt ist, steht wohl ganz vereinzelt da und erhebt Anspruch auf psychologisches Interesse. Ein junger Mensch, der mit seinen Eltern in Streit lebte, begab sich zur Polizei-Direktion und gab sich selbst als vermißt an. Sein Name wurde natürlich eingetragen und veröffentlicht. Die Lüge kam auf, man zog den jungen Menschen zur Verantwortung. Auf die Frage, wie er dazu komme, sich selbst als todt der Behörde anzugeben, erwiderte er, daß er an der Liebe seiner Eltern zweifle und dieses Mittel versucht habe, um dieselben zu erproben. Er wollte wissen, wie sich seine Eltern benehmen, ob sie seine Leiche reklamiren, ihm ein eigenes Leichenbegängniß bereiten würden 2c. Der junge Mensch hatte den Entschluß sofort gefaßt, nachdem er vom Brande im Ring-Theater gehört hatte und war deshalb Donnerstag und Freitag nicht nach Hause gekommen. Erst als ihm die Mittel zum Leben ausgingen, kehrte er gestern zu seinen Eltern zurück.

Ein Augenzeuge schildert vom Abende der Katastrophe noch folgende Szenen: Der dunkle, unheimliche Hof des Polizeihauses war durch einige Pechfackeln spärlich erleuchtet; man sah Aerzte, Wachleute, Soldaten um haufenweise aufgeschichtete Todte und Verwundete beschäftigt; längs der Mauern lagen Strohsäcke, auf ihnen die Verstümmelten, die, nachdem man sie oberflächlich untersuchte, entweder ins Krankenhaus oder falls sie ihre Wohnung angeben konnten, zu den Ihrigen geschafft wurden.

Die Krankenträger bringen neue Opfer — zehn, zwanzig, dreißig! „Warum nicht auf der Bahre?" herrscht der Arzt einen Träger an, der einen halb verkohlten Leichnam über die Schulter geworfen hat. „Weil's halt keine mehr giebt!" entgegnet der Träger, wirft seine Bürde auf die Erde und eilt hinaus, um nach wenigen Augenblicken einen anderen Leichnam hereinzuschleppen, den er auf dem Rücken trägt, während er seine Arme um den Hals geschlungen hält. „Eduard! Eduard!" ertönt die Stimme einer bildschönen, jungen Frau, die ich schon lange in den Reihen der Todten und Verwundeten suchend bemerke. Ihr Haar ist versengt, von der Wange rieselt das Blut, es tüncht die hellseidene Robe dunkelroth — sie achtet dessen nicht — ohnmächtig sinkt sie neben der Leiche des zuletzt Hereingeschleppten nieder. Ist er der gesuchte Eduard? Ein Perlengeschmeide von wunderbarer Schönheit schimmert an ihrem Halse, die Hand des nebenan liegenden Todten schmückt ein Brillant von seltener Größe. Krampfhaft greift sie nach seiner Hand — das Bewußtsein kommt ihr zurück — sie befühlt ihn, läßt ihn los, wühlt mit den Händen in den goldblonden Haaren, die sie wie eine Wahnsinnige ausrauft; sie tobt, sie wüthet, weißer Schaum tritt vor ihren Mund, sie ringt die Hände — entseelt liegt sie nach wenigen Augenblicken neben der Leiche ihres Geliebten.

Der Arzt konstatirt einen Herzschlag und läßt Beide — in die Todtenkammer überführen.

Jetzt betritt Erzherzog Wilhelm den Hof

einer Stellung in Deutschland, wo ich einem so großen Wohlwollen begegnet bin, aber indem ich einer absoluten Nothwendigkeit gehorche, will ich nicht auf die Hoffnung verzichten, daß mir vielleicht die Umstände eines Tages erlauben werden, nach Berlin zurückzukehren. Die Mission, die ich hier seit 4 Jahren erfüllt habe, war die Fortsetzung derjenigen, mit welcher mich der berühmte Thiers 1871 betraute, und mein lebhaftester Wunsch besteht darin, mich in der Zukunft aufs Neue dem Werke eines guten Einvernehmens und der Annäherung zwischen Frankreich und Deutschland widmen zu können, das stets den Gegenstand meiner Bestrebungen gebildet hat."

— Sämmtliche Fraktionen mit Ausnahme des Zentrums haben sich für die Annahme der Vorlage des Reichstagsgebäudes ohne Ueberweisung an eine Kommission ausgesprochen; selbst vom Zentrum wird eine erhebliche Anzahl von Mitgliedern gegen den Antrag auf Ueberweisung an eine Kommission stimmen. In letzter Stunde ist noch eine Petition vom Besitzer des Kroll'schen Etablissements, Kommissionsrath Engel eingegangen, der sein Grundstück für 1,680,000 Mk. zur Errichtung des Reichstagsgebäudes offerirt.

— Der Prinz Mom Chas Prisdang von Siam, welcher sich längere Zeit in Berlin aufgehalten hatte, um die militärischen Institute und Einrichtungen kennen zu lernen, und der während seines hiesigen Aufenthaltes auch wiederholt von den höchsten Herrschaften empfangen worden ist, hat nunmehr gestern Nachmittag mit seinem Begleiter, dem Major im siamesischen Generalstabe Kun Snaph, Berlin verlassen und sich zu gleichem Zwecke von hier nach London begeben.

Die Wahlprüfungskommission beschloß heute, die Wahl des Abg. Prinz Handjery (Teltow-Beeskow) zu beanstanden wegen vorgekommener grober Unregelmäßigkeiten.

— Aus Stuttgart, dessen Beziehungen zu Petersburger Hofkreisen bekannt sind, meldet man Folgendes: „In voriger Woche wurde der bisherige Adjutant des Großfürsten Wladimir, Rittmeister Graf Schuwaloff, urplötzlich verabschiedet. Ueber die Gründe kursiren die verschiedensten Gerüchte, und selbst in Petersburger Militärkreisen weiß man nicht recht Sicheres darüber, jedoch stimmen sämmtliche Lesarten darin überein, daß die Gründe nicht politischer, sondern sehr interner Art waren. Hinzugesetzt wird, daß die Frau Großfürstin dem Verabschiedeten bedeuten ließ, er solle sich nicht beikommen lassen, jemals wieder das Palais zu betreten

Ausland.

Petersburg, 9. Dezember. In der letzten Zeit war in den Zeitungen viel von der Demission des Grafen Ignatieff die Rede. Dieselbe wird aber noch etwas auf sich warten lassen, wenigstens können noch ein paar Monate darüber vergehen, denn trotz der sehr unangenehmen Stellung, die der Minister zum Zaren jetzt einnimmt, ist er doch mit den Reformarbeiten des ganzen Sommers so verknüpft gewesen, daß sein Scheiden sicher große Unzuträglichkeiten verursachen würde; er würde ins Ausland reisen, um dort von der obligaten „Krankheit" aller Verabschiedeten sich zu erholen und man könnte sich über manche Dinge nicht mehr informiren. Uebrigens ist es ihm selbst durchaus nicht lieb, zu gehen, denn eine Rolle, wie er sie jetzt als Unentbehrlicher spielt, würde er nie wieder erhalten, wenn er sich auch dabei Manches hat gefallen lassen müssen, das einen Minister in Westeuropa sofort zum Abschiede veranlaßt hätte. Herr v. Ignatieff ist nicht kaltblütig, wie sonst die Diplomaten, vielmehr verfolgt er mit persönlicher heftiger Begierde seine Ziele, aber er weiß seine Höflingsanlagen ausgezeichnet zu verwenden, er hört manche Worte nicht, sieht und versteht zuweilen etwas nicht und das ließ ihn mit Grazie über das oft brüchige Parket des kaiserlichen Hofes hinweggleiten, so daß er oft zuletzt lachte, während die Gegner über andere, nachher aufgetauchte Hindernisse längst gestolpert waren. Unklug aber war es von ihm, daß seine Leiborgane mehrmals von Kabalen des Großfürsten Wladimir gegen ihn erzählten und sich stellten, als werde der Minister erst dadurch genöthigt, abzutreten, denn bei Hofe sah man, was er selbst vielleicht zu spät für die Dauerhaftigkeit der kaiserlichen Gnade erfuhr, die Sache so an, als kopire er mit seinen offiziösen Rücktrittsdrohungen den Fürsten Bismarck, nur um sich bald dieses, bald jenes Gegners mit Hülfe des Zaren besser entledigen zu können. Keinesfalls hätte er Wladimirs Stellung zur Seite des Thrones auf jene Weise in Konflikt mit den Meinungen der Panslavisten und Altrussen bringen sollen; der Großfürst selbst unternahm zwar nichts gegen den Minister, denn er verstand die Eintracht der konservativen Kräfte zu wohl zu schätzen, aber der Zar war nicht gar selten über die Hereinziehung jener Parteimanöver in die ohnehin bedrängte Lage indignirt und nachdem der Minister in der Kopirung ausländischer Vorbilder so weit ging, daß er anfing, nervös zu werden und mit Personen anzubinden, die des Herrschers Gunst und Vertrauen in ganz ausgesprochenem Grade besaßen, da konnte es nicht fehlen, daß Alexander III. anfing, sich zu besinnen, ob wirklich die Verdienste des Herrn v. Ignatieff jene unangenehmen Vorgänge aufwägen. Die Folge waren gewisse recht lebhafte Audienzen, von denen der Hof zu erzählen wußte, über die man aber anstandshalber schwieg, um nicht der „Narodnaja Wolja" Stoff zu Expektorationen zu liefern.

Jetzt sind aber die Betrachtungen über die Erfolge Ignatieffs an der Tagesordnung und eine solche Stimmung, die an vielen Orten Echos hervorruft, ist immerhin bedenklich für den Minister, denn kein Mensch wird im Stande sein, eine nennenswerthe Verbesserung desselben anzugeben. Ignatieff lebte so zu sagen von der Lieblingsidee der Russen, von der Zerstörung der Türkei, auf deren Trümmern — und vielleicht auch auf denen Oesterreichs — der „Weltenthron der Slaven" errichtet werden sollte. Anstatt aber die Domäne des Auswärtigen zu erhalten, auf dem er sicher seine Lorbeern errungen und für das er diplomatisch schlau genug angelegt war, erhielt er das Innere Alexander freilich meinte es redlich mit seinem Lande, indem er für dessen Reorganisirung einen gewiegten Rathgeber zu finden glaubte; Graf Ignatieff aber betrachtete seine Aufgabe immer nur von der Stellung eines Ministers des Auswärtigen aus, der er nicht war, deshalb strebte er, in dem Gefühl, daß er am unrechten Platze sei, auch fortwährend danach, Herrn von Giers zu verdrängen und Vizekanzler zu werden. Daß er für das Innere wenig Verständniß besaß und nur Diplomat, nicht Reorganisator war, ergab sich gleich daraus, daß er von vornherein einer Parteiwirthschaft des heiligen Synods (Pobedonosseff) und der Panslavisten (Aksakoff, Katkoff) Thür und Thor öffnete, was er durchaus nicht für seine Aufgabe nöthig hatte; er zog damit eine Menge Sonderinteressen ins Spiel, deren Zurückdrängung schwer wurde; er benutzte dazu die religiösen Neigungen des Zaren, um jenen Parteien weiten Spielraum zu schaffen, und zeigte deutlich, daß das Intriguiren so zu seiner anderen Natur geworden war, daß er es that, ohne es vielleicht selbst zu wissen. Im Innern brach er eine Art Kirchenstreit ohne Veranlassung vom Zaune, als ihn Pobedonosseff nicht unterstützen wollte; wenigstens war es unnöthig, die Frage der kirchlichen Besitzthümer sofort aufzuwerfen, ehe noch die Angelegenheiten der anderen, ungeheuren Staats- und Privat-Territorien halbwegs geregelt waren. „Nach Außen hin kam es bald so weit, daß der Zar seinen Rathgeber zu Hause lassen mußte, als er zur Danziger Kaiserbegegnung reiste, und diese Begegnung selbst wurde lediglich durch Herrn v. Ignatieffs auswärtige Politik nothwendig, wie letztere denn noch immer einen Theil der Kräfte und Aufmerksamkeit des Zaren unnöthigerweise absorbirt. Das ganze System, vertreten von einem Diplomaten, anstatt von einem Staatsökonom, mußte auf solche Weise schwanken und konnte zu keiner Neugestaltung führen, eben weil immer und immer wieder in die große, heilige Sache der Wiedergeburt des ganzen Reiches Personen und Parteien hineingezogen wurden, die mehr Rücksicht verlangten, als es die Nothlage gestattete.

Das Volk hat kein Vertrauen zu dem System, das aus allerlei Stücken ohne einheitlichen reformatorischen Anstrich besteht; das Volk fühlt, daß nichts Zielbewußtes in der Sache liegt, nichts Neues, Großes, das man wenigstens mit Interesse abwarten könnte.

Was aber nun? Mit Ignatieff kann es nicht mehr lange weitergehen; höchstens möchte man ihm aus Pietät, da er doch eben ein Patriot ist, noch bei der Krönung zugegen haben; die übrigen Elemente können gleichfalls bei der Weiterarbeit nicht mehr mitwirken, denn der heilige Synod paßt eben, wie er jetzt ist, nicht in die neue Zeit, der er sich erst anbequemen muß; seine Mitglieder sind meist großslavisch gesonnen, weil sie sehr gerne den Zaren nicht nur als kirchliches, sondern auch als weltliches Oberhaupt aller Slaven haben möchten, womit ihr eigenes Interesse natürlich verbunden ist. Ueberdies sind sie aus Religiosität zugleich enragirte Türkenfresser und stiften sehr leicht Intriguen an. Die Panslavisten endlich sind als Partei unzulässig, weil es ohnehin zwischen uns und Oesterreich Ungarn genug Streitpunkte giebt, aus denen böse Folgen erwachsen können.

Was nun? Alexander III. sieht sich Tag um Tag von Todfeinden bedroht, mehr als je; er sieht aber nicht, daß das Volk, wie es die offiziösen Organe schreiben, die Anschläge mißbilligt; er weiß, daß an vielen Orten des Landes, vielleicht gar in nächster Umgebung, auf und unter der Erde Mörder sich versammeln, die ihm den Tod angekündigt haben und die ihre Boten aussenden, wo sie können. Bisher hat der Zar eine große Anzahl von Kommissionen wirthschaften lassen; sehr wahrscheinlich ist die Zeit nahe, wo er selbst noch direkter eingreifen und dann wohl einsehen wird, daß er nicht Kommissionen, sondern das Volk selbst darüber befragen muß, was und wo es ihm fehle. (Trib.)

Petersburg, 12. Dezember. Auf der Newa fand heute Vormittag eine Katastrophe statt Eisschollen, durch die große Strömung in Bewegung gesetzt, rissen einen Wald von Bauten weg; durch den Druck der Bauten unter einander wurden dieselben zertrümmert und ebenso Alles, was ihnen im Wege stand; die Tutschkow-Brücke wurde, obwohl rasch demontirt, theilweise geschädigt. Von einem Verlust an Menschenleben ist nichts bekannt.

Provinzielles.

Stettin, 14. Dezember. Falsche Zwanzigmarkscheine sind neuerdings wieder aufgetaucht und werden von „Henzes illustrirtem Anzeiger" wie folgt beschrieben: Sie zeigen eine ziemliche Korrektheit der Ausführung; der Fälscher hat zur Darstellung der Schraffirung eine Schraffirmaschine verwendet, was bei keinem der bis jetzt hergestellten Falsifikate der Reichskassenscheine der Fall war. Die Gleichmäßigkeit der Schraffirung allein kann also nicht mehr als Zeichen der Echtheit dienen. Dagegen ist der Gesammteindruck eintönig und effektlos. Alle Strichlagen haben eine gleich intensive schwarzgraue Farbe, während die echten Scheine alle Tonabstufungen vom zartesten Blaßgrün bis zum intensivsten Schwarzgrün zeigen. Bei den echten Scheinen hebt sich Schrift und Zeichnung vom Untergrunde deutlich ab, bei den falschen erscheint beides mit dem Untergrunde verwoben. Von den besonderen Kennzeichen heben wir folgende hervor: 1) auf der Schriftseite geht das reich ornamentirte Anfangs-R der Ueberschrift „Reichs-Kassen-Schein" in einen langen Zug oder „Schwanz" aus; auf den falschen Scheinen ist nun die innere feine (doppelte) Umrandungslinie über diesen Schwanz hinweggeführt, während sie bei den echten deutlich hinter dem Schwanz durchgeht (dies das beste Unterscheidungszeichen). 2) die zwei Bindestriche der erwähnten Ueberschrift „REICHS-KASSEN-SCHEIN" sind in den Falsifikaten auffallend schmal, auf den echten Scheinen normal breit. 3) in dem Worte MARK („Zwanzig Mark") ist der untere Zierstrich des A auf den falschen Scheinen mehr breit als hoch, auf den echten mehr hoch als breit (länglich herzförmig), der obere Zierstrich im K auf den Falsifikaten viel zu klein, auf den echten Noten noch einmal so groß. 4) in „REICHS-SCHULDEN-VERWALTUNG" ist die obere Hälfte der beiden R in den Falsifikaten zu klein, in den echten Scheinen beträchtlich größer, so daß hier der Mittelbalken wirklich in der Mitte steht. 5) in der faksimilirten Unterschrift „Mering" ist der vordere Haarstrich des M bei den Falsifikaten nach außen, bei den echten Scheinen nach innen gebogen; der Schlußschnörkel des g ist bei den Falsifikaten nach rechts fast kreisrund, bei den echten Scheinen mehr spitz. Endlich hat der Fälscher das Relief links unter dem großen R aus freier Hand gezeichnet, was für den Kenner ein gutes Merkmal der Unechtheit abgiebt.

— Der Postdampfer „Main", Kapt. J. Barre, vom Norddeutschen Lloyd in Bremen, welcher am 27. November von Bremen und am 30. November von Southampton abgegangen war, ist am 11. Dezember wohlbehalten in Newyork angekommen.

— In der gestrigen Sitzung des Schöffengerichts kam wieder ein Fall wegen Uebertretung des § 147 der Gewerbe-Ordnung zur Verhandlung. Der Stabsroßarzt a. D. Schrader hatte einige gerichtliche Protokolle mit „Dr. Schrader" unterzeichnet und da er auf keiner deutschen Universität die akademische Doktorwürde erlangt hat, wurde gegen ihn ein Strafmandat in Höhe von 50 Mark erlassen, weil die Anmaßung dieses Titels geeignet ist, im Publikum den Glauben zu erwecken, es mit einer geprüften Medizinalperson zu thun zu haben. Dagegen hatte Sch. Widerspruch erhoben und denselben dadurch zu begründen gesucht, daß ihm von der Universität Philadelphia der Doktortitel in Wirklichkeit verliehen worden und also auch berechtigt gewesen sei, diesen Titel zu führen. Diese Berechtigung sei auch früher von seiner vorgesetzten Dienstbehörde anerkannt worden, denn dieselbe habe alle an ihn gerichteten dienstlichen Schreiben stets mit „Dr. Schrader" adressirt und sei ihm auch im dienstlichen, wie persönlichen Verkehr stets dieser Titel beigelegt worden. Auf Grund dieser Vertheidigung beschloß der Gerichtshof, die Sache zu vertagen und weitere Ermittelungen anstellen zu lassen, ob der Angeklagte die akademische Doktorwürde erworben hat.

— Von zwei Strolchen wurde gestern Abend ein Stein in das Schaufenster des Uhrmacher Hahlweg am Paradeplatz geworfen und dasselbe, sowie ein ausgestellter Glaskasten zertrümmert. Die Thäter wurden ergriffen und verhoftet. Herr H. erleidet einen Verlust von ca. 120 Mark.

Kunst und Literatur.

Theater für heute. Stadttheater: „Boccaccio." Oper 3 Akten.

Herr von Fuchs-Nordhoff, der Gatte der Frau Franziska Ellmenreich, der bekanntlich als Bühnenschriftsteller debütirt hatte, ist der Schriftstellerei untreu geworden. Er lebt, wie wir aus Rom hören, jetzt dort, um sich zum Maler auszubilden, während seine Frau an deutschen Bühnen gastirt.

Telegraphische Depeschen.

Wien, 12. Dezember. Mit den Pölzungsarbeiten wurde heute auch die Aufsuchung der Leichen und Leichenreste im Innern des Ringtheaters fortgesetzt. Ganze Leichen wurden Anfangs heute nicht gefunden, dagegen viele Leichenreste aufgelesen; später verlautete, daß Nachmittags 26 unkenntliche Leichen aufgefunden worden seien, welche nach ihrer Desinfektion nach dem Zentralfriedhofe übergeführt wurden. Seitens der Sicherheitsbehörden wird Alles aufgeboten, um der aus der Verwesung der im Schutt begrabenen Leichen den angrenzenden Stadttheilen möglicherweise erwachsenden Gefahr vorzubeugen. Alle Leichen, welche noch aufgefunden werden, werden direkt nach dem Zentralfriedhofe gebracht werden.

Petersburg, 13. Dezember. Die „Neue Zeit" meldet, daß die Angeklagten Mrowinski, Teglef und Fursow ein Kassationsgesuch einzureichen beabsichtigen.

Der Prozeß Trigonia soll Mitte Januar in besonderer Senatssitzung verhandelt werden.

Petersburg, 13. Dezember. Das „Journal de St. Petersbourg" glaubt zu wissen, daß der kaiserliche Hof auf die übliche Anfrage sich beeilt habe, seine Zustimmung zu der Wahl des Nachfolgers des Generals Chanzy zu dem neuen Posten, auf den ihn das Vertrauen seiner Regierung berufen, auszusprechen. Das Journal fügt hinzu, Graf Chaudordy werde sich unschwer überzeugen, daß die Politik des Friedens und des loyalen Einvernehmens keinen festeren und aufrichtigeren Vertheidiger habe, als die kaiserliche Regierung, bei welcher er seine wichtigen Funktionen auszuüben habe.

Konstantinopel, 13. Dezember. Nach amtlicher Meldung aus El-Vedj vom 8. d. sind in den letzten 10 Tagen von 3340 Pilgern 45 gestorben, davon 21 an der Cholera. Nachrichten aus Mekka vom 26. November zufolge waren dort in den letzten drei Tagen 19 Cholerafälle vorgekommen, von denen 7 tödtlich verliefen; aus Djeddah werden unter dem 28. November 3 Todesfälle an der Cholera gemeldet.

Washington, 12. Dezember. Der Präsident Arthur hat dem Senate die Ernennung Feelinghuysen's zum Staatssekretär angezeigt.

Seine Augen füllen sich mit Thränen. „Zu viel des Elends!" murmelt er. Eine Dame, die erfahren, daß es der Erzherzog ist, drängt sich an ihn heran und bittet ihn, Befehl zu geben, daß man ihren Sohn aus dem Theater hole. Graf Lamezan nimmt sie an der Hand und führt sie in einen Saal, in dem einige halb ohnmächtige Frauen Aufnahme gefunden. „Warten Sie hier!" tröstet er, „ich werde sogleich recherchiren." Als er hinaustritt, sagt er von Rührung übermannt: „Ich mußte sie beiseite führen; „dort", fuhr er fort, auf einen schrecklich gequetschten Leichnam weisend, „liegt ihr Sohn; sie darf ihn so nicht sehen."

„Grausig!" riefen selbst erfahrene Aerzte, die bereits in manchem Schlachtgewühl gestanden. Geisterbleich walteten sie ihres Amtes, stets nur um Verstärkung bittend, da ja die Opfer der vierten Galerie noch zu erwarten waren.

Der Ingenieur der Südbahn Theodor Ackerl hatte mit seinem Sohne Theodor, einem 17jährigen Gymnasiasten, sich auf der zweiten Galerie des Ringtheaters eingefunden. Als der Schreckensruf: „Feuer!" erscholl, ergriff er mit seinem Sohne unter Rücklassung der Garderobe augenblicklich die Flucht. Als er auf der Stiege angelangt war, erlosch plötzlich das Gas. Er tappte an der Wand weiter und rief: „Theodor!" „Ja, Papa, ich folge Dir", antwortete von rückwärts sein Sohn. Bei der Treppe des ersten Stockwerkes schlug ihm bereits eine glühend heiße Luftwelle aus dem Zuschauerraum entgegen, welche ihm das Gesicht versengte und ihm fast den Athem benahm. „Theodor!" rief er wieder, und: „Ich bin hinter Dir", antwortete der Angerufene. Leute kamen plötzlich in der Dunkelheit nachgestürzt, es entstand ein Gedränge, Ackerl wurde vorwärtsgestoßen, prallte mit der Stirne an der Krümmung der Stiege an die Wand, so daß er eine die Weichtheile bis auf den Knochen durchdringende Quetschwunde erlitt, er hielt sich aber auf den Füßen, ward weitergeschleudert und befand sich in wenigen Sekunden im Foyer. Dort sah er nach seinem Sohne, derselbe erschien nicht mehr und fand in den Flammen den Tod. Ackerl brach von physischem Schmerz durch die Brandwunden, die er im Gesicht, an den Ohren und Händen erlitten, und von der Angst um den Sohn übermannt, zusammen. Der unglückliche Vater liegt in seiner Wohnung in bedenklichem Zustande krank darnieder.

Das Hilfskomitee.

Das Hilfskomitee, welches sich aus dem Gemeinderathe gebildet hat, trat gestern Abend im Rathhause zur ersten Sitzung zusammen. Der Vorsitzende, Vizebürgermeister Uhl, konstatirte, daß bis jetzt der Bürgermeister einen Betrag von 132,664 fl. Oe. W. und 2000 fl. Notenrente an Unterstützungsgeldern in Empfang genommen habe. Das Komitee faßte hierauf den Beschluß, daß der Ministerpräsident, der Statthalter, der Polizeipräsident, das Börsenkomitee, die Redaktionen der Wiener Journale zu ersuchen seien, sämmtliche eingegangenen Gelder zu einem gemeinsamen Fonds zu vereinigen Das Hilfskomitee soll deshalb durch Vertreter der Behörden, der Börse, der Redaktionen verstärkt, und so sollen über die Verwendung der Unterstützungsbeiträge gemeinsam Beschlüsse gefaßt werden

Weiter hat sich das Komitee geeinigt, daß von den sieben Kindern, welche das verunglückte Ehepaar Zucker hinterlassen hat, sechs aus dem entstandenen Fonds erzogen werden sollen. Den ältesten fünfzehnjährigen Sohn hat ein Fabrikant an Kindesstatt angenommen. Die Kinder sollen in kein Waisenhaus, sondern in ein Institut gegeben werden, in welchem sie eine Erziehung genießen sollen, welche sie später befähigt, auf eigenen Füßen zu stehen. In derselben Weise wird mit den fünf Kindern der Familie Goldstein vorgegangen werden. Das permanente Hilfsbureau wird Dienstag früh im Rathhause eröffnet. Dasselbe ist mit den weitestgehenden Vollmachten ausgestattet, um sofortige Hilfe zu leisten.

Das Hilfskomitee hat weiter noch den Beschluß gefaßt, einen Vertreter des Ring-Theaters (Herrn Giesrau) vorzuladen, um mit demselben wegen Unterstützungen des Theater-Personales, der Arbeiter ꝛc. Rücksprache zu nehmen. Endlich sollen die Gerichte aufgefordert werden, unverzüglich wegen Bestellung von Vormündern und Kuratoren für die Waiserkinder das Nöthige zu veranlassen.